

Denkmalpflege muss die länger wirkenden Interessen beachten

Interview mit dem Landeskonservator und Direktor des Brandenburgischen Landesamtes für Denkmalpflege, Prof. Dr. Detlef Karg



Das Gespräch führten
Angus Fowler und Thomas Raschke.

Ruine der Stadtpfarrkirche St. Marien
in Müncheberg, 1991
(Foto: D. Möller, BLAD)

Der Förderkreis Alte Kirchen hat sich seit seiner Gründung 1990 für ungenutzte Kirchen eingesetzt. Vor einigen Jahren haben wir eine Ausstellung mit Beispielen für Kirchen-Umnutzungen erarbeitet. Inzwischen sind wir aus vielfältiger Erfahrung vorsichtiger mit Begriffen wie Umnutzung geworden. Oftmals scheint es uns schon wichtig, wenn die Dorfkirche auch im Bewusstsein der Anwohner jene Stelle einnimmt, die sie räumlich tatsächlich innehat: in der Mitte des Dorfes. Trotzdem bleibt die Frage nach der Nutzung ein Problem, bestimmt auch für die Denkmalpflege.

Ja, aber ausgehen müssen wir vom Denkmalwert. Nehmen Sie als Beispiel die Ruine des Zisterzienserinnenklosters in Boitzenburg, eine Ruine, Reste eines Gebäudes, ohne Nutzung und Funktion: Diese Ruine wird angenommen und akzeptiert – und da stellt sich für mich die Frage: Warum ist das so? – Sicher, sie ist landschaftlich schön, idyllisch gelegen, die Mühle befindet sich gleich in der Nähe, gewiss spielt ein romantisches Ruinen-Bild eine Rolle, Klöster haben gemeinhin etwas Geheimnisvolles, sie regen zu mystifizierenden Vorstellungen an. Und das Gemäuer ist unerhört alt. Der architektur- und kunstgeschichtliche Wert der Ruine wird dabei sicher am wenigsten betrachtet. Muss er vielleicht auch nicht. – Aber niemand denkt daran, in diese Ruine eine Nutzung zu bringen.

Nun sind Ruinen seit dem Beginn ihrer Wertschätzung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sozusagen klassische Denkmale. Aber nicht anders ist es doch bei einer mittelalterlichen Stadtkirche: das Langhaus aus dem 13. Jahrhundert, der Chor hochgotisch aus dem 14. Jahrhundert, der Turm in mehreren Bauetappen bis ins 18. Jahrhundert hin entstanden; ein Werk, über Jahrhunderte gebaut und über Jahrhunderte bewahrt. Ein solches Bauwerk bildet doch für jeden, der unserem Gemeinwesen heute angehört, ob nun Christ oder Nicht-Christ, den sinnfälligsten Ausdruck dieser Kommunität, unabhängig von der Funktion. Architektur, ich bitte das jetzt nicht falsch zu verstehen, erschließt sich uns nicht allein aus Funktion oder Funktionalität. Sie war und ist immer ein ungemein komplexer Ausdruck ihrer Gesellschaft und eines pluralen Wechselspiels der verschiedenen Kräfte in ihr.

Hinzu kommt ein anderer Aspekt: Funktion oder Nutzung erschöpft sich nicht in der Wirtschaftlichkeit. Kritiker des modernen – besser vielleicht: des aktuellen Städtebaus – stellen an ihm einen Mangel fest, es fehle ihm an *meditativen Räumen*. Für Vergnügen und Entspannung wird gesorgt, mit Cafés und allem – es ist ja erstaunlich, wie häufig etwa am Potsdamer Platz, aber auch in den Einkaufszentren auf der grünen Wiese mindestens in den Zeichnungen Plaza, Arkaden usw. an die

europäische Stadtgestalt anzuknüpfen versucht wird. Aber wirklich kommerzfreie Räume gibt es nicht. Räume, die dem Besucher Stille anbieten, die ihn umfassen und bergen und zu denen sich der Einzelne in Beziehung setzen kann. Hier besteht eine Chance für und eine Herausforderung an die Kirchen.

Funktion und Nutzen kann auch sein, dass etwas als Objekt kontemplativer Betrachtung dient. Dorfkirchen bilden fast immer Landmarken. Sie bezeichnen die Mitte ihres Gemeinwesens. Allein ihr Dasein bezeugt einen kulturellen Anspruch, ein Verständnis von Gemeinschaft – von der religiösen Bedeutung will ich gar nicht sprechen – der bis ins kleinste Dorf reichte; es ist für eine Gesellschaft mit kulturellem Anspruch nicht vorstellbar, darauf zu verzichten.

Mit dem Wiederauf- und Ausbau der Stadtkirche St. Marien in Müncheberg Anfang der Neunzigerjahre besitzen wir ein interessantes Beispiel für die Umgestaltung eines Kirchenbaus. Das kriegszerstörte Innere wurde mit modernen Elementen wiederhergestellt, es gibt den gern mit einem Schiffsbug verglichenen Einbau für Bibliothek und Gemeinderäume. Sie haben sich dabei stark engagiert ...

Natürlich haben wir uns engagiert, schließlich ist St. Marien ein bedeutendes Denkmal. In Müncheberg gab es einen langen und spannenden Prozess,



*Innenraum der Pfarrkirche St. Marien
nach dem Wiederaufbau, 1998
(Foto: D. Möller, BLAD)*

Zweiten Weltkrieg zerstört und dieser Krieg ist nun einmal ein wichtiger Teil unserer Geschichte.

Nun können Sie aber davon nicht verallgemeinern: Es gibt ebenso Denkmale, bei denen es erforderlich sein kann, etwa eine Wölbung wiederherzustellen. Die Entscheidung darüber kann nur für jeden Einzelfall getroffen werden.

Aber Sie fragen ja nach der Nutzung des Gebäudes und da möchte ich für den Fall Müncheberg doch eine Vermutung äußern, die mir erwähnenswert scheint. Die Gemeinderäume und die Bibliothek, welche in der Kirche Aufnahme gefunden haben, wurden ja anderswo aus der Stadt abgezogen. So, wie man mit ihnen »Leben« in die Kirche holen will, hat man die Stadt dieser kulturellen Kristallisationspunkte beraubt. Ich zweifle, ob das bedacht wurde.

Für Sie hätte die Müncheberger Stadtkirche als Ruine stehen bleiben können?

Die Vorstellung, dass ein solches Gebäude als gesicherte Ruine stehen und wirken könne, ist in unserer Gesellschaft leider nicht – noch nicht – durchsetzbar. Beim Forum Romanum ist das anders. Entschuldigen Sie bitte den Vergleich.

Damit nehmen Sie eine recht radikale Position ein und wahrscheinlich kennen Sie den Vorwurf, in Brandenburg werde »Ruinendenkmalpflege« betrieben.

Wir nehmen eine entschiedene Position ein, entschieden im Sinne der Denkmalpflege – so wie das unsere Aufgabe ist. Und der Vorwurf stimmt nicht. Ich kann aber mit Kontroversen leben.

Bereits heute wird bedauert, dass von der Berliner Mauer kaum noch etwas vorhanden ist, was anschaulich zu machen vermag, was diese Mauer einmal bedeutete. Wir haben am Grenzübergang Drewitz drei Monumente unter Schutz gestellt: das Denkmal mit der Schneefräse, das Hoheitszeichen, ohne Hammer und Sichel, und einen Wachturm. Fragen Sie nicht, was ich mir 1992/93 dafür alles anhören musste. Die Straßenbauarbeiten dort haben den Zusammenhang dieser drei Denkmale nahezu unkenntlich gemacht. Alles sollte weg und heute schon wird

und was dort heute zu besichtigen ist, stand nicht an dessen Anfang. Anfangs bestand die Absicht, in drei Etagen Zwischendecken aus Beton in das Kirchenschiff einzuziehen. Dann gab es einen Wettbewerb, in der Folge einen zweiten Wettbewerb, es gab lange Diskussionen. Ich habe mit den Kirchenältesten gesprochen und ebenso mit dem Architekten. Es war u.a. auch geplant, die Wände mit einem vereinheitlichenden Schlammputz zu versehen, sie zu überdecken, an Stelle des offenen Dachraums sollte eine Deckenkonstruktion eingebracht werden (auch das Maßwerk an einem Fenster sollte geopfert werden). – Ich denke, wenn ein gewisser Alterungsprozess über das Gebäude gegangen ist, also das Baumaterial seine natürlichen Alterungsspuren annimmt, Patina ansetzt, wird dieser Raum wirken. Nicht direkt ver-

gleichbar, aber ähnlich in seiner Haltung ist übrigens der Ausbau von St. Marien in Frankfurt/Oder, wo man darauf verzichtete, die Gewölbe wiederherzustellen (was anfangs ernsthaft erörtert wurde), sondern wo durch eine moderne und exzellente Tragwerkskonstruktion die ursprüngliche Wölbung angedeutet, aber nicht blank wiederholt wird. Nun steht dieser Bau mit all seinen Verletzungen und den Spuren seiner Geschichte, wie ich meine, sehr eindrucksvoll.

Beide Kirchenräume sind Beispiele dafür, wie solche Räume mit modernen Materialien und Mitteln unserer Zeit wieder aufgebaut werden können. Die Denkmalpflege hat darauf zu achten, dass die historische Bausubstanz dabei physisch erhalten bleibt und mit ihrer ganzen Geschichte weiter zu uns sprechen kann. Beide Kirchen wurden im

das Verschwinden beklagt und dann vielleicht auch noch der Denkmalpflege zum Vorwurf gemacht.

Man möchte seinen Kindern zeigen, was Teilung und Grenze bedeuteten.

Natürlich. Und anschaulich und überzeugend lässt sich das eben nur an den Denkmalen tun. Nicht anders wäre es gewesen, wenn wir den Abriss der Leopoldsburger Kirche in Milow im vergangenen Jahr zugelassen hätten. In drei Jahren spätestens wäre der Vorwurf an uns gekommen: Wie konntet ihr das zulassen?

Der qualitätvolle Bau aus dem 18. Jahrhundert sollte einem Kaufmarkt weichen. Die Diskussion spitzte sich auf eine Frage zu: Kann der Kaufmarkt um neunzig Grad gedreht werden, damit das Denkmal erhalten bliebe. Unmöglich – hieß es. Ich habe dann auf einem Gespräch mit dem künftigen Nutzer bestanden. Herr Minister Reiche hat sich dann der Sache angenommen und das Gespräch geführt. Verdienstvoll, denn es hat sich herausgestellt: Es wurde möglich. Die Leopoldsburger Kirche wird jetzt als Sparkassenfiliale genutzt, was weder unsere Idee noch Intention war. Es war die Nutzung, die den Eigentümer und Investor davon abhielt, den Abriss weiter zu verfolgen. Er pochte auf die wirtschaftliche Zumutbarkeit. Wir haben bei dem Ausbau allerdings auf den Umgang mit der Denkmalsubstanz geachtet, darauf, dass die Veränderungen »reversibel« sind. Unsere »Radikalität«, wenn Sie so wollen, hat an diesem Beispiel allein darin bestanden, das Denkmal in dem Planungsvorgang nachdrücklich zu vertreten. Das ist unsere Aufgabe.

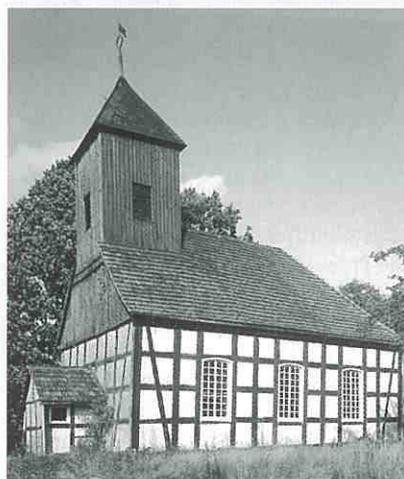
Die staatliche Denkmalpflege besitzt in Deutschland eine nahezu zweihundertjährige Tradition und das Land Brandenburg hat, wie alle Bundesländer, Denkmalschutz als eine gesetzliche Aufgabe formuliert, sie ist auch in der Verfassung des Landes festgeschrieben. Der Staat nimmt hier eine übergeordnete kulturelle Verpflichtung wahr. Die Gebäude sind als Ausdruck ihrer jeweiligen Gesellschaft errichtet, mit dem Anspruch, dies »über die Jahrhunderte zu tragen« und zu vermitteln. Dagegen stehen oftmals aktuelle, zeitliche, sektorale, separate Interessen, die von bestimmten Gebrauchswerterwägungen bestimmt sind oder auch nur einem Zeitgeschmack entsprechen wollen. Diese Interessen wandeln sich unheimlich schnell, oft innerhalb weniger Jahre. Die Entscheidung über ein jahrhundertealtes Bauwerk kann aber nicht von momentanen Über-

legungen, von der Ausstattung eines Jahreshaushaltsplanes, ob da nun gerade noch Geld vorhanden ist oder nicht, abhängig gemacht werden. Hier die länger wirkenden Interessen zu beachten ist Aufgabe der Denkmalpflege und des Staates. Er kann es aber natürlich nicht allein. Der gesetzliche Auftrag richtet sich an die jeweiligen Eigentümer und an die gesamte Gesellschaft.

Beim Letztgenannten besteht eine gewaltige Bildungsaufgabe. Bedeutung und Wert eines Denkmals erkennen zu können erfordert eine entsprechende Bildung. Was Sie mit der »Ruinen Denkmalfpflege« ansprechen, meint ja häufig nur das Missverständnis zwischen denkmalpflegerisch notwendiger Erhaltung von Originalsubstanz und dem vielleicht gut gemeinten Bemühen, etwas Altes neu erstehen zu lassen. Zu beachten haben wir aber den Unterschied zwischen Original und Kopie.



*Dorfkirche Rossow, Ostprignitz-Ruppin
(Foto: D. Möller, BLAD)*



*Dorfkirche Klein Muckrow, Oder-Spree
(Foto: D. Möller, BLAD)*

Gehen Sie in eine Bildhauerwerkstatt und verfolgen Sie, wie der Bildhauer eine Skulptur kopiert. Trotz Punktübertragung, der Unterschied zwischen Original und Kopie wird sofort klar – weil der Vergleich vorhanden ist. Fehlt der Vergleich, das Wissen um das Original, dann steigt die Gefahr von Fehleinschätzungen und auch die von Wertverlusten.

Und die Verantwortung des Eigentümers, in unserem Fall der Kirchgemeinden?

Sie ist groß und unersetzbar. Womit ich nicht nur die denkmalpflegerische Verpflichtung meine, die jeder Eigentümer oder Nutzer eines Denkmals hat. Es gibt viele Fragen zur Nutzung der Gebäude, zur Bedeutung und zum Wert, den, ganz anschaulich, ein Kirchengebäude in der Mitte seines zugehörigen Gemeinwesens einnimmt, die uns nur die Kirche beantworten kann. Nicht der Staat und nicht die Denkmalpflege.

Tendenzen in der Kirche, die meinen, man könne sich auf das zurückziehen, was man bequem bewirtschaften könne, um das andere solle sich dann der Staat kümmern, werden der kulturgeschichtlichen Verantwortung der Kirche nicht gerecht.

Aber auch die Landeskirche kann jede Mark nur einmal ausgeben.

Natürlich, aber man kann entscheiden, wofür. Dass das Geld knapp ist, weiss ich auch. Man kann entscheiden, ich polarisiere das jetzt, hier ist unser Erbe in seiner Gesamtheit, das wollen wir erhalten, auch wenn dabei nicht alles sofort nach unseren Bedürfnissen gestaltet werden kann. Oder man entscheidet sich für den aufwändigen Ausbau einiger Gebäude und gibt womöglich andere auf.

Wir stehen doch immer wieder vor Problemen, bei denen wir uns eigentlich sagen müssen: Das schaffen wir nicht. In Wolfshagen, dieser fantastischen Dorfanlage in der Uckermark, ist die Kirche kommunales Eigentum. Als ich vor einigen Jahren dort war, den Zustand der Kirche sah, habe ich (ohne es laut zu sagen) bezweifelt, das sie zu halten wäre. In diesem Jahr werden die Arbeiten dort abgeschlossen – und möglich gemacht hat dies eine Koalition aus Land, Landkreis, Kommune und vielen anderen.

Das Land Brandenburg hat zwei spezifisch denkmalpflegerische Förderprogramme des Bundes zu berücksichtigen. Die Mittel aus dem »Dach und Fach«-Programm der Bundesregierung,

welches wir kofinanzieren, fließen zu über achtzig Prozent in die Sicherung von Kirchen. Das waren in den vergangenen Jahren jeweils über fünfzig Kirchen. Im Programm »National bedeutende Denkmale« sind Kirchen zu etwa einem Drittel vertreten. Hinzu kommen Fördermittel aus anderen Ministerien, die ebenfalls in die Kircheninstandsetzung geflossen sind und fließen. Das war und ist notwendig und richtig angesichts der baulichen Situation vieler Kirchen und ihrer Bedeutung. Aber ich wehre mich gegen den Vorwurf, das Land täte zu wenig für die Kirchen. Im Vergleich mit den anderen Denkmalkategorien sind die Kirchen gut bedacht. Natürlich würden wir gerne mehr tun, aber die Grenzen sind hier durch die finanzielle Kraft des Landes gesetzt.

Wir haben große Probleme bei den Gartendenkmälern, den Parks und Gutsanlagen. Da rutscht uns derzeit viel weg. Das hat damit zu tun, dass Gartendenkmale in anderer Weise als Gebäude einer kontinuierlichen Pflege bedürfen. Wir haben nur geringe Möglichkeiten, gezielt denkmalpflegerische Maßnahmen an privaten Wohn- und Wirtschaftsgebäuden zu fördern. Den Bauernwirtschaften in Brandenburg fehlt der über Jahrzehnte aufgebaute Kapitalstock, den man im Westen bei entsprechenden Anlagen erwarten kann. Wir benötigen hier dringend ein Förderinstrument, welches Investitionen im Sinne der Denkmalpflege zu lenken vermag.

Unmittelbar nach 1990 genoss Denkmalpflege in den neuen Bundesländern hohe Priorität. Hat sie diese Stellung nicht eingebüßt, wo deutlich geworden ist, dass wirtschaftliche Investitionen schwieriger und teurer werden?

Vorsicht, Denkmalpflege hat es auch vor 1990 und in der DDR gegeben. Unter ganz anderen und schwierigeren Verhältnissen, gewiss. Aber ich wehre mich hier gegen eine pauschale Abqualifizierung. Was es gegeben hat, war ein Verfall der Baukultur, und das ist etwas anderes als Denkmalpflege.

Aber zu Ihrer Frage. Eine Untersuchung besagt, dass eine in Denkmalpflege investierte Mark andere, private Investitionen in Höhe von zehn bis fünfzehn Mark nach sich zieht. Die Untersuchung kommt vom Zentralverband des deutschen Handwerks, nicht von der Denkmalpflege. Diese Folgeinvestitionen gehen u. a. in den Tourismusbereich, Denkmale und Kultur allgemein werden zunehmend als Standortfaktor verstanden. In einer solchen Dimension betrachtet, ist Denkmalpflege durchaus ein effektiver und sinn-



| Die Kirche von Wolfshagen vor der Wiederherstellung, 1992 (Foto: D. Möller, BLAD)

voller Teil von Wirtschaftsförderung. Natürlich, wie bei jeder Investition vollzieht sich die Amortisation erst später und über Jahre.

Und eine andere interessante Zahl. Das normale Bauhandwerk teilt seine Kosten etwa hälftig in Lohn- und in Materialkosten. Bei denkmalpflegerischen Arbeiten liegt der Lohnkostenanteil bei achtzig Prozent. Wir reparieren anstatt zu erneuern, das spart Material, ist aber handwerklich aufwändiger. Höhere Lohnkosten bedeuten mehr Arbeitsplätze, bedeuten auch, dass die erwirtschafteten Mittel in der Region bleiben.

Dass der Grundsatz »Erhalten statt erneuern« der Forderung nach nachhaltigen Produktionsweisen entspricht, will ich wenigstens erwähnen.

Ich denke dabei auch an unser mittelständisches Baugewerbe, das ja oftmals auf schwachen Füßen steht. Die Probleme, die sich aus dem europäischen Arbeitsmarkt und der Globalisierung ergeben, werden noch wachsen. Wenn das Baugewerbe einen Standortvorteil hat, dann liegt dieser im »Bauen in der historischen Substanz«, wie die Stadtentwicklung das formuliert.

In Wriezen befindet sich das überregionale Ausbildungszentrum des Bauhandwerks. Dort werden Lehrlinge zu »Restauratoren im Handwerk« aus-

gebildet. Mit dem Begriff bin ich nicht ganz glücklich, aber was dort geschieht, dass eine qualifizierte denkmalpflegerische Ausbildung in den normalen Ausbildungsgang integriert wird, scheint mir für Brandenburg der richtige Weg. Was ich mir noch wünsche, sind die Lehrbaustellen, wo Lehrlinge von erfahrenen Bauhandwerkern beim Mitmachen lernen. Im Handwerk wird vieles nur mündlich überliefert, Kniffe, regionale Besonderheiten, die ein Dach in der Prignitz anders aussehen lassen als im Oderbruch.

Was noch gar nicht Denkmalpflege bedeutet, sondern mehr der von Ihnen angesprochenen »Baukultur« entspräche.

Nicht jedes alte Haus ist ein Denkmal. Es ist wichtig, dass wir uns vor einer Inflation des Denkmalbegriffs schützen. Wir geraten häufig genug in eine solche Versuchung: qualitätvoller Bau, aber eigentlich kein Denkmal; sollten wir ihn nicht doch unter Schutz stellen, um ihn zu retten? Ebenso schaut man uns verwundert an, wenn wir eine beantragte Unterschutzstellung aus ebendenselben Gründen nicht befürworten können. So etwas kommt vor. Denkmale sind ein hohes Gut, mit dem sorgsam umzugehen ist, in jeder Richtung.